

Ein Kurs für Schwerbehinderte in Gwatt

Autor(en): **Reinhard, Marguerite**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **63 (1954)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547579>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

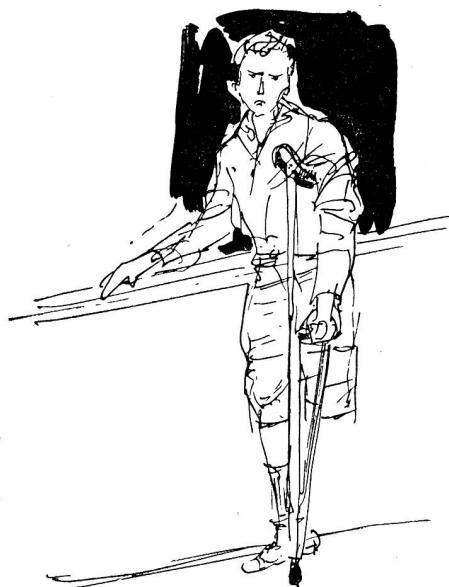
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EIN KURS FÜR SCHWERBEHINDERTE IN GWATT

Von Marguerite Reinhard

An das Gesetz von der inneren Veredelung des Menschen kettet sich ein zweites, mit dem das erste verwoben ist, nämlich: dass der Mensch nicht um seiner selbst willen in der Welt sei, sondern dass er sich selbst nur durch die Vollendung seiner Brüder vollende.

Heinrich Pestalozzi.



Klischee Pro Infirmis, Zürich

Schon dem gesunden jungen Menschen erwachsen Schwierigkeiten in der richtigen Berufswahl, wenn er nicht von frühem Kindesalter an eine ganz besondere, manchmal einseitige Begabung zeigt, die die Wahl des künftigen Berufes eindeutig nahelegt. Die andern schwanken, stehen unlustig in einem Beruf, der sie nicht ausfüllt, mit dem sie sich aber doch allmählich abfinden, und nur wenige stossen später, nach beträchtlichen Umwegen, auf den richtigen Weg.

Für den Schwerbehinderten ist diese Berufswahl noch viel schwieriger und durch zahlreiche Gegebenheiten und Hindernisse, die im Charakter der Erkrankung oder Behinderung liegen, gehemmt. Noch grössere Schwierigkeiten stellen sich dem Behinderten, einen geeigneten Arbeitsplatz zu finden und sich in das gesellschaftliche Leben einzuordnen.

Getrieben von dem Wunsch, den Behinderten nicht nur die Richtung zu weisen, sondern ihnen auch Arbeit zu beschaffen, in der sie sich entfalten können, haben sich auf Initiative der Schweizerischen Vereinigung Pro Infirmis eine Reihe von Fürsorgeinstitutionen und Selbsthilfewerken zusammengeschlossen und am 9. September 1951 die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft zur Eingliederung Behinderter in die Volkswirtschaft gegründet; auch das Schweizerische Rote Kreuz ist Mitglied dieser Arbeitsgemeinschaft.

Die Eingliederung der Behinderten ins Erwerbsleben ist allerdings Aufgabe der allgemeinen Sozialpolitik im Bereiche der Gemeinden und Kantone. Die Arbeitsgemeinschaft bearbeitet die allgemeinen Fragen, sofern sie für die ganze Schweiz oder für eine Gruppe von mehreren Kantonen von Bedeutung sind. Im Bedarfsfall unterstützt sie die verschiedenen Institutionen bei der Lösung solcher Aufgaben im kantonalen Rahmen. Der Einzelfälle

vermag sie sich nur dann anzunehmen, wenn ihnen grundsätzliche Bedeutung zukommt.

Viele Behinderte, besonders die Schwerbehinderten, können aber nicht einfach eingegliedert werden; denn jeder ist ein ganz besonderer Fall für sich. Vorerst muss seine Gesamtpersönlichkeit erfasst und abgeklärt werden. Da ist vor allem die wichtige Frage, ob durch ärztliche Massnahmen der Gesundheitszustand und durch bessere Behelfe und Apparate die Leistungsfähigkeit verbessert werden können. Wie weit vermag der Behinderte sich selbst bei den einfachen täglichen Verrichtungen zu helfen? Wie steht es mit seiner Schulbildung? Wie mit seinen manuellen oder geistigen Fähigkeiten? Welches sind seine charakterlichen Eigenschaften? Ist seine Behinderung zum Teil auch psychisch bedingt? Vermag eine psychiatrische Behandlung Besserung zu bringen? Denn die Berufsmöglichkeiten Behinderter sind — noch mehr als für jene Gesunder — von Charakter, Intelligenz, Geschicklichkeit und Körperbau abhängig. Je stärker die Behinderung, desto mehr sind die Berufsmöglichkeiten eingeschränkt. Eine richtige Berufsberatung erfordert deshalb die Erfassung des gesamten Menschen. Jede Möglichkeit muss wahrgenommen, der ganze Mensch in seinem Denken und Tun so weit wie möglich enträtselt und erkannt, aus den verschiedensten mitgeteilten, noch so unscheinbaren Zügen ein möglichst unverzerrtes Bild gewonnen werden.

Um Aerzten und andern Fachleuten die Gelegenheit zu weitreichenden Beobachtungen zu bieten, hat die Arbeitsgemeinschaft im Sommer und Herbst 1953 je einen dreimonatigen Kurs zur beruflichen Förderung körperlich Behinderter in der Heimstätte für die protestantische Jugend in Gwatt durchgeführt, mit dem Bestreben, den Teilnehmern

nach Abschluss des Kurses einen geeigneten Arbeitsplatz zu vermitteln. Die Kursleitung gab uns in liebenswürdiger Weise Gelegenheit, Einblick ins Lagerleben in Gwatt zu nehmen. Damit wurden wir mit einem Schlag mitten in das vielschichtige Problem der Behinderten gestellt, das wir uns bemühen, in seiner schicksalhaften Tragweite zu erfassen.

Zuerst werden wir in den hellen Saal geführt, durch dessen riesige Fenster die liebliche Seelandschaft das Licht und Gold eines strahlenden Herbsttages über eine Gruppe von Spastikern schüttet, die sich anstrengen, im Rhythmus eines Grammophon-Polkas die verbogenen, verzerrten, verkrampten Glieder zu bewegen. Was sind Spastiker? Das sind Menschen mit spastischen, also krampfartigen Lähmungen. Ein Teil ihrer Muskeln ist dauernd verkrampt, erregt und deshalb hart im Gegensatz zu den paralytischen Lähmungen — zum Beispiel der Kinderlähmung — bei denen die Muskeln schlaff und ohne Leben sind. Zwischen den Spastikern — einem zuviel — und den Paralytikern — einem zuwenig — liegt das harmonische Muskelspiel des Gesunden. Unsere Anwesenheit, obwohl wir uns bemühten, uns vorerst ganz in uns zurückzuziehen und uns nur mählich hervorzuwagen, brachte sie zuerst aus dem Takt, und nur nach und nach floss der Rhythmus des hübschen Polkas wieder von den wie Antennen ausgestreckten Händen in die armen Glieder und löste sie zu uraltem Spiel beseligender Bewegung. Die Gesichter entspannten sich, eine junge Frau lächelte gelöst, und als die ganze Gruppe, zwei und zwei, einen richtigen Polkaschritt für das Schlussfest übten, da bemerkten die Zuschauer die verzerrten Glieder nicht mehr, denn sie sahen nur noch die strahlenden Gesichter. Völliges Aufgehen in der Bewegung aber brachte das Ballspiel. Welch ein Eifer! Welch eine Begeisterung! Welch ein wildes Bemühen, die Behinderung zu überwinden, zu zwingen, Sieger zu sein! Dieses Austoben! Wir halten den Atem an. Mitten in der Schlacht bricht der Heilgymnastiker lächelnd das Spiel ab; die Behinderten strecken sich erschöpft auf dem Boden aus. — Ueberforderte die Anstrengung nicht ihre Kräfte? Gebärdeten sie sich nicht allzu wild? «Nein», entgegnete uns Schwester Elsbeth Kasser, die auch hier in Gwatt als Hausmutter wieder ruhig, verstehend, leitend und ratend dasteht wie immer. «Nein», sagte sie. «Die Behinderten müssen die überschüssige Kraft abgeben können wie jeder andere auch, sonst ersticken sie. Sie haben das Austoben nötig. Im übrigen bringt das begeisterte Spiel Bewegungen mit sich, die dem Behinderten sonst unmöglich wären. Der Wert des Gemeinschaftsturnens und -spielens ist gross. Jeder versucht es dem andern nachzutun.»

Welch mühsames Turnen bei der anschliessenden Gruppe der von der Kinderlähmung schwerst Betroffenen! Sie liegen, das Gesicht abwärts gewendet, auf dem Boden und versuchen, Kopf, Arme und Beine ein wenig vom Boden zu heben. Sie keu-

chen vor Anstrengung. Hier hebt sich eine willensstarke Stirn, dort ein vor Wollen steil nach vorn gedrücktes Kinn, bei jenem jungen Mann ein äusserstes Zusammenraffen aller Kräfte, ein Hinein-zwingen der Kräfte in die gelähmten Glieder, in den gelähmten Rücken. Ich will! Ich *will!* Diese Auflehnung der Natur gegen die erschlafften Muskeln! Nochmals, nochmals! Nicht nachlassen! Ich erzwinge es, will es erzwingen! Welch ein ungestümes Wollen! Wer ist dieser Mann? Er war Landwirt. Vor zwei Jahren, er war gerade 22 Jahre alt, warf ihn die Kinderlähmung aufs Krankenlager. Heute ist er gelähmt. Während einer Ruhepause zeigte er auf die Berge: «Gerne bin ich dort oben gewandert. Ueber die Alpweiden, durchs Geröll... Die Velotouren... soll das alles vorbei sein? Wartet nur, ich zwinge das Leben wieder in die Glieder. Ich zwinge es!»

Merkwürdig. Dieser Wille, die Lähmung zu überwinden und zu meistern zeichnete fast alle Kinderlähmungsbehinderten in Gwatt aus. Sie hatten eine ganz andere Einstellung zur Behinderung als die Spastiker, die zumeist von Geburt an behindert sind. Sie aber waren einmal gesund gewesen. Sie erinnern sich noch an den ungehinderten, den so herrlich unbewussten Gebrauch der Glieder, und ihre Natur lehnt sich gegen die plötzliche Behinderung auf, die sie zwingt, auf so vieles zu verzichten und vielfach zu verkümmern. Sie erhoffen Wunder von den geheimen Kräften des Innern, deren sie in weit grösserer Masse bewusst werden als der Gesunde. Wenn der Ausbruch ihrer Krankheit nicht allzu lange zurückliegt, leben sie noch vom Atem des früher Erlebten, und grosses Verlangen, von den Fesseln wieder befreit zu sein, bemächtigt sich ihrer und treibt sie an, sich ständig zu überfordern. Obwohl diese Ueberforderung eine gewisse Gefahr bedeutet, stellt sie doch eine oft überraschend wirkende Kraft dar; denn bis zu mehreren Jahren nach der Lähmung sind Uebungserfolge noch möglich. Alle, die sich noch gegen ihr Geschick auflehnten, alles daran setzten, Kräfte in die erschlafften Glieder zu zwingen, sahen deshalb den Wert der täglichen Leibesübungen ein und bewegten sich mit ganzer Hingabe. Viel schwieriger war es, Behinderte, die sich mit ihrem Zustand schon längst abgefunden hatten, sei es, dass sie sich nach langen inneren Kämpfen über das Leiden emporgeschwungen, sei es, dass sie in gänzliche Mutlosigkeit versunken waren, vom Wert des Turnens zu überzeugen. So hat eine Frau, die schon seit zwanzig Jahren gelähmt ist, die Uebungen nur unlustig mitgemacht, bis sie anlässlich des in bestimmten Abständen zur Kontrolle der Fortschritte durchgeführten «Hindernislaufes» staunend bemerkte, dass sie den zweiten «Lauf» in beträchtlich kürzerer Zeit zu bewältigen vermocht hatte. Von da an turnte sie so eifrig mit wie die andern.

Schade, dass diese täglichen heilgymnastischen Uebungen, nachdem die Kursteilnehmer heim-

gekehrt oder in eine Berufslehre sowie einen Beruf eingetreten sind, vielfach nicht weitergeführt werden können. Sie würden sowohl für die von spastischen als auch von paralytischen Lähmungen Heimgesuchten von grösstem Werte sein. Hier harret der Fürsorge noch eine wichtige Aufgabe. Je früher ein Gelähmter mit heilgymnastischen Uebungen erfasst werden kann, desto grösser sind die Aussichten allmählich zunehmender Beweglichkeit.

Beim gemeinsamen Mittagmahl war uns Gelegenheit geboten, die einzelnen Behinderten kennen zu lernen, mit ihnen zu plaudern und uns auch von der Hausmutter und ihren Mitarbeitern Einzelheiten erklären zu lassen. Die Unterhaltung an allen Tischen war angeregt, die Behinderten reichten einander aufmerksam die Schüsseln, nahmen sich liebenswürdig der Gäste an, ermunterten sie zum Zugreifen und zeigten trotz teilweise stärkster Behinderung der Hände ausgezeichnete Tischmanieren. Es herrschte eine Atmosphäre freien und heiteren Vertrautseins, wie sie nur in einer harmonischen Familie üblich ist. Wie hatte in so kurzer Zeit ein solches Gefühl der Zusammengehörigkeit, in die auch wir sofort einbezogen worden waren, erwachsen können?

Der Anfang war schwer gewesen. Siebzehn Schwerbehinderte beiderlei Geschlechts hatten sich zu diesem zweiten Kurs eingefunden, jeder einzelne ein gesonderter Fall für sich, Menschen verschiedensten Alters, von 15 bis 35 Jahren, verschiedenster Herkunft und Vergangenheit, verschiedenster Bildung und verschiedenster Behinderungsursache. Neben den Kinderlähmungsfällen war einer, ein besonders fertiger, ruhiger, liebenswürdiger junger Mann, der an der Friedreich'schen Krankheit, einer Störung der Bewegungskoordination leidet. Zwei Epileptiker brachten besondere Probleme, ein junger Mann mit Blasenlähmung bedurfte ganz gesonderter Aufmerksamkeit, und auch die seit Geburt an spastischen Lähmungen Leidenden erforderten viel Ermunterung und Eingehen auf ihre Sonderheiten.

Die meisten dieser Behinderten hatten sich in den ersten Tagen selbst bei den einfachsten täglichen Verrichtungen nicht selbst zu helfen gewusst. Mit der ganzen Kraft der Einfühlung musste ihnen begreiflich gemacht werden, dass eine gewisse Härte im Fordern von Verrichtungen für ihre Eingliederung ins Leben unerlässlich sei. Viele waren verwöhnt; die Familie hatte ihnen jede Verrichtung abgenommen und sie damit, ohne das richtig zu überlegen, in einen Zustand völliger Abhängigkeit gebracht. Je mehr sich aber ein Behinderter selbst helfen kann, je mehr er sich von seiner Umgebung unabhängig macht, desto besser wird er den Weg ins Berufsleben finden, mag er noch so behindert sein. Dieser Weg ins Leben beginnt bei den alltäglichen Dingen. Schon das Verlassen des Bettes bedeutet für viele härteste Anstrengung, die richtige, selbständige Körperpflege erfordert Uebung und wieder Uebung. Mühsam ist auch das An-

Ausziehen der Kleider. Das alles wurde im Kurs geübt. Der Kurs aber forderte noch mehr. Jeder Behinderte lernte, sein Bett zu machen und sein Zimmer in Ordnung zu bringen. Das Treppengehen gelang erst nach vielen Uebungen. Schritt nach Schritt wurde auf dem Wege der Selbständigkeit getan. Sie mussten erkennen lernen, dass der Gesunde nicht verpflichtet ist, dem Behinderten zu helfen, dass sich dieser vielmehr anstrengen muss, so weit zu gelangen, dass er sich in jeder Lage selbst zu helfen weiss. Dem anständigen Essen, dem Gebrauch einer Serviette wurde grösste Wichtigkeit beigemessen; denn der Behinderte darf nicht durch schlechte Manieren abstossen, sein Lebensweg ist sonst schon mühsam genug. Da es sich zudem bei manch einem der Kursteilnehmer um bisher völlig vom Leben abgesperrte Menschen handelte, die menschenfremd und weltfremd geworden waren, wurden viele Gäste nach Gwatt eingeladen, damit sich die Behinderten an den Umgang mit Fremden, mit Gesunden gewöhnen, gute Umgangsformen, die vorher besprochen worden waren, angeregte Gespräche und sicheres Benehmen üben konnten. Das bedeutete für einige unter ihnen das erste Zusammentreffen mit der weiteren Welt. Einige waren wie ausgehungert. Einmal die ersten Hemmungen überwunden, richteten sie an den Besucher Frage nach Frage und waren begierig auf jedes Fenster, das sich ihnen öffnete und ihnen Ausblick auf eine neue Landschaft gewährte.

Wir fühlten, dass ihnen dem Fremden gegenüber persönliche Dinge noch schwer über die Lippen gehen würden. Die Zeit des Zusammenseins war zu kurz, als dass der Besucher den schmalen Weg allgemeiner Gespräche verlassen und in die sorgsam behüteten Beete mit all ihren Blüten, Schlingengewächsen und Dornensträuchern hätte treten dürfen. Er müsste sie vorher ein langes Stück Wegs begleitet haben. Der Durchlässige spürte aber doch im blossen Danebenschreiten viel Unausgesprochenes. Da waren solche, die das unerbittliche Zuendenkenken hinter sich hatten und deshalb fähig geworden waren, das Aussen zu einem Innen umzuwandeln. Sie hatten die schwere Prüfung überwunden, und ihre Gefühle waren frei für andere erlebenswerte Eindrücke geworden. Da waren solche, denen man anspürte, dass sie daran gehindert waren, ihre Anlagen zu erfüllen, zu denen sie doch ihr ganzes Wesen drängte. Ihr Innerstes war erfüllt von den Konflikten, die noch auszufechten, zu erleiden und zu überwinden waren. Einige lebten noch in Vorstellungen und Träumen, deren Erfüllung ihr Zustand wohl nie gestatten wird, während andere schon gelernt hatten, sich still zu bescheiden. Einer war noch von richtungslosem Heimweh gequält, während ein anderer schon heimgefunden zu haben schien. In einer noch jungen Seele, die eben erst richtig zum Leben erwachte, waren Liebe und Hass seltsam vermischt. Andere ruhten schon stark in sich selber.

Der grosse Unterschied bei den Kursteilnehmern zeigte sich besonders in den Unterrichtsstunden des Nachmittags, die dreimal in der Woche einer kurzen Liegestunde angeschlossen wurden. Das Unterrichtsprogramm war eigenartig, denn es musste die verschiedensten Bildungsstufen berücksichtigen. Eine Kursteilnehmerin, die seit der Geburt an den Folgen der Little'schen Krankheit leidet, konnte aus verschiedenen durchaus nicht einleuchtenden Gründen die Schule nur während eines Jahres besuchen — leider ist solches in unserem Lande noch möglich —, während andere die Sekundarschule abgeschlossen hatten. Die Unterrichtende, eine Gymnasiallehrerin, selbst eine Behinderte, die indessen ihre schwere Behinderung bewundernswürdig überwunden hat, beschränkte den Unterricht auf Wissenswertes für das tägliche Leben: Lesen, Schreiben, Rechnen, ein wenig Geographie und Staatsbürgerkunde, das Führen eines Einnahmen- und Ausgabenheftes, das Verfassen eines einfachen Briefes, eines Bewerbungsschreibens mit Lebenslauf, eines Stelleninserates, ferner das Telephonieren, die Vereinbarung einer Konsultation mit einem Arzte, das Ausfüllen eines Postcheckformulars, das Verfassen von Warenbestellungen bei Heimarbeit und noch manches mehr. In Diskussionsstunden wurde das Zusammenleben mit den Gesunden besprochen und der Beantwortung taktloser Fragen und der Ueberwindung allzu leichter Verwundbarkeit viel Zeit eingeräumt. Die Unterrichtende bediente sich einfachster Sprache, damit ihr alle folgen und lebhaft am Unterricht teilnehmen konnten. Gerade dieser Unterricht zeigte, wie die Behinderten in der Regel von den Gesunden unterschätzt werden. Ein besseres Sichkennenlernen würde den Behinderten viele unnötige Leiden und Härten, die der Gedankenlosigkeit der Gesunden entspringen, ersparen. Welch eine schöne Aufgabe, solche Verständigung unter den Kindern und Jugendlichen zu fördern, könnte da für das Jugendrotkreuz erwachsen!

Der Unterricht zeigte aber auch, welche grosse Lücken bei vielen Behinderten in ihrer Schulbildung bestehen. Möchten doch die Eltern oder Erzieher verstehen, dass eine Schulung, die derjenigen der Gesunden gleichwertig ist, für den Behinderten unerlässlich ist. Lücken sind für viele Formen der Erwerbstätigkeit sehr hinderlich. Warum die durch langdauernde ärztliche Behandlung verlorene Schulzeit nicht nachholen? Jede diesbezügliche Vernachlässigung ist ein nur schwer wieder gutzumachendes Unrecht an den Behinderten.

Teilweise zum Unterricht gehörte auch der Ausflug mit Autocar und Eisenbahn und das Abkochen im Freien; denn solcher Ausflug bot dem Behinderten manch eine Gelegenheit zu selbständigem Tun und richtigem Reagieren: das Besteigen der Verkehrsmittel, das Kochen einer Mahlzeit mit einfachsten Mitteln, das Gehen über Weg und Steg, das freie Hinnehmen neugieriger Blicke und taktloser Bemerkungen.

Sehr wichtig war auch die Beobachtung der Behinderten in den verschiedenen Werkstätten. Hier war unverstellte Wirklichkeit. Jene, die nach etwas strebten, das über ihre Kräfte ging, lernten sich nach innerem Kampf bescheiden. Während der regelmässigen Arbeit gewann ihre Zukunft nach und nach, manchmal nur sehr tastend, eine bestimmte Gestalt. Am Webstuhl entdeckte ein schon Gereifter, der in den letzten 18 Jahren in einem Arbeitsheim tagaus, tagein Wäscheklammern zusammengesetzt hatte, sein ausgesprochenes Talent für feine Weberei. Ein Arm ist gänzlich gelähmt. Mit dem andern, mit der gesunden Hand brachte er schon am zweiten Tag ein Gewebe fertig mit so tadellosem Rand, dass die ganze Gwatter Familie in freudiges Staunen ausbrach. Beglückt sass er seither am Webstuhl und schickte das Webschiffchen mit so abgemessenem Schwung durch die Fäden des Zettels, dass man hätte glauben können, er wäre schon jahrelang Weber gewesen. Langsam wuchs das schöne blau und rote Tuch auf der Rolle. Dieser Mann hat seinen Weg gefunden, nun gilt es nur noch, ihm die grössten Steine zum Ziel, zu einer Anstellung, die ihm das tägliche Brot gibt, wegzuräumen.

Ein Lehrer aus der Umgebung unterrichtete die Behinderten in einfachen Holzkerbarbeiten. Er brachte jeweils sehr hübsche, einfache Muster mit, von denen die Schüler jenes auswählen durften, das ihnen am besten zusagte. Bald gingen sie geschickt mit Holz und Kerbmesser um. Auch die Kartonagearbeiten, die Arbeiten in der Schreinerei, das Modellieren und die Nadelarbeiten gaben Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Hand zu erproben und den Veranstaltern des Kurses die Beobachtungen zu vermitteln, deren sie zur Beurteilung eines jeden Kursteilnehmers bedurften. Denn Gwatt war nicht Ausbildungs-, sondern Beobachtungs- und Behandlungsstätte, wo die verschiedensten Spezialisten beobachtend und wägend jedem Behinderten nach Möglichkeit einen gangbaren Weg ins Berufsleben zu weisen trachteten. Hand in Hand mit diesen Beobachtungen wurde die allgemeine Ausbildung ergänzt und eine gewisse Arbeitsgewöhnung erreicht. Orthopäden überprüften die Behelfsmittel — Prothesen, Schienen usw. — und ersetzten jene, die nicht mehr genügten. Spezialisten klärten ab, inwieweit durch eigentliche Massnahmen — chirurgische Eingriffe, Massagen, Heilgymnastik usw. — der körperliche Zustand noch verbessert werden konnte.

Zahlreiche Behinderte weisen gewisse Mängel im Charakter auf, die die Eingliederung erschweren. Viele sind mit schwerer Invalidität behaftet, und ihre oft noch hilflose Untüchtigkeit bedeutet eine starke seelische Belastung; sie führt vielfach zu Befangenheit und Minderwertigkeitskomplexen, die die Fühlungnahme mit der Umgebung und die Einordnung in eine Arbeitsgruppe beeinträchtigen. Manch eine Familie ist der Aufgabe, einen Behinderten auf das Leben vorzubereiten, nicht gewachsen. Entweder wird der Behinderte verwöhnt und

verweicht, oder er ist allen im Weg, niemand gibt sich mit ihm ab, man ist froh, wenn er sich in sich selbst verkriecht und still in seiner Ecke sitzt, wo er wenigstens von Puffen und Seufzern über seine Unbrauchbarkeit einigermaßen geschützt ist. Lieblose Worte tragen sie lange bei sich herum. Dass in beiden Fällen der Charakter leiden muss, ist leicht begreiflich. Auch dieser Seite der Behindertenfrage nehmen sich in wertvoller Weise die Spezialfürsorgestellen sowie Organisationen wie die «Pfadfinder trotz allem» (Selbsthilfe und gegenseitige Hilfe), die «Association des paralysés» (moralische Hilfe) und andere an.

Bei den Gebrechlichen bedeuten die Eltern noch in weit höherem Masse Schicksal, als bei den Gesunden. Es ist sehr wichtig, mit wem sie die Tage verbringen, mit wem sie zusammenkommen, ob sie Verständnis für ihr Gebrechen und für ihre persönlichen Schwierigkeiten bei den Eltern, später bei den Kameraden, Lehrern, Lehrmeistern und Mitmenschen finden. Der Gebrechliche braucht Verständnis und nochmals Verständnis, kein unfruchtbares Erbarmen. Er will seine ihm verbleibenden Kräfte üben, ausnützen, möchte so unabhängig wie möglich durchs Leben kommen. Er hat den heissen Wunsch, als voller Mensch bewertet zu werden und glaubt Anrecht zu haben auf Liebe und Verständnis.

Sollte solches Verständnis in unserem Lande, im sogenannten Lande der Humanität, nicht selbstverständlich sein? Leider nicht. Denn wie kann es in einem Dorf, in einer Gemeinschaft, einer kleinen Dorfgemeinschaft, geschehen, dass eine Mutter die durch Erkrankung lahm gewordene Tochter vom 17. Jahre an während 23 Jahren in eine Kammer sperrt, sie völlig vom Leben absondert, ein junges Mädchen von allem, was Leben heisst, abschliesst, fast 8400 Tage und Nächte lang, alle die endlosen Stunden, ohne dass die Dorfgemeinschaft etwas von dieser Ungeheuerlichkeit merkt? Hatte denn die unglückliche Elise Cronuz im waadtländischen Dorfe Poliet-Pittet keine Freundin, die nach ihr fragte, keine Nachbarn, denen das Verschwinden der jungen Elise aufgefallen wäre? Ist unser Gemeinschaftssinn so verkümmert, verdorrt, dass in unserem Land ein Mensch gänzlich ohne Hilfe einer harten Mutter ausgeliefert bleibt? Metaphysische Schuld nennt Prof. Karl Jaspers solche Schuld der Gemeinschaft. «Die metaphysische Schuld aller — sagt er — ist der Mangel an der absoluten Solidarität mit dem Menschen als Menschen. Diese Solidarität ist verletzt, wenn ich dabei bin, wo Unrecht und Verbrechen geschehen . . .»

Was hat das aber mit uns zu tun, was in Poliet-Pittet geschieht? Sehr viel. Denn die Solidarität, die eine Kraft bildet, an der jeder einzelne je nach seiner Einstellung zum Mitmenschen stärkend oder schwächend beiträgt, ist geschwächt, die Solidarität also verletzt, wenn wir achtlos oder bewusst abgewandt an einem, der unserer Teilnahme bedürftig ist, also an den Einsamen, Schwachen, Invaliden und deshalb stark Behinderten, vorübergehen und

sie durch unsere unbarmherzige Gleichgültigkeit noch tiefer in die Einsamkeit zwingen, in der sie in vollständige Mutlosigkeit versinken müssen. Denn nie ist ein allzu hart vom Schicksal getroffener Mensch so stark, wie man glaubt; vom überschweren Leiden wird er zermalmt. Wenn wir ihm aber tragen helfen, so vermag er sich weit über das Leiden hinauszuschwingen und ins Leben zurückzufinden.

Helfen aber alle, die es könnten, zu tragen? «Die Behinderten haben es am besten in England», erzählte uns eine kluge Schwerbehinderte, vor der bei uns manch eine Tür verschlossen blieb, die aber doch den Weg ins lebendige Leben gefunden hat, weil ihr gütige Eltern und verstehende Geschwister zur Seite standen. «Dort begegnet man uns nie mit Ablehnung oder mit erniedrigendem Mitleid wie in unserem Lande, sondern mit Sympathie, mit einer Anteilnahme, die durch und durch erwärmt und uns das Leiden vergessen lässt. Auch in den andern Ländern, die den Krieg erlitten, ist das Verhältnis zwischen Gesunden und Behinderten natürlich und von jeder hemmenden Scheu frei. Dort hat eben keiner gewusst, ob er nicht anderntags zum Heere der Zerschundenen, Verstümmelten, Verkrüppelten gehören würde. Dankbarkeit und ein tiefes Gefühl der Solidarität mit den vom Unheil Geschlagenen erfüllt dort die Verschonten. Bei uns aber fehlt das eigene Erlebnis, das zu den Behinderten führt.»

Hat diese Behinderte recht? Zum Teil schon. Erst kürzlich haben wir erlebt, wie eine Frau, die sich zur geistigen Elite zählt, sich vom Gedanken an die Behinderten abwandte und sagte: «Der Anblick solcher Menschen beleidigt mein ästhetisches Gefühl!» Sie hat damit nur ausgesprochen, was viele bei uns fühlen und durch ihr Benehmen zeigen — aus Gleichgültigkeit, aus Mangel an Phantasie, aus Unkenntnis des Gesetzes der metaphysischen Schuld. Wohl sind die Gründe des Sichabwendens nicht immer die eben erwähnten. Eine falsche Scheu, ein Unvermögen, den natürlichen Ton zu finden, bilden oft die für die Behinderten so fatalen Schranken zu einer warmen Gemeinschaft.

Zum Glück gibt es aber auch bei uns Tausende und Tausende, denen sich die ganze Schwere der menschlichen Tragödie der Schwerbehinderten enthüllt und die kein Opfer scheuen, um sie den langen, viel Geduld erfordernden Weg in die lebendige Gemeinschaft zu führen: Verständnisvolle Eltern, Geschwister. Fürsorger und Fürsorgerinnen, Aerzte, Heilgymnastiker, Schwestern, Nachbarn und viele mehr. Sie gehören zu jenen, die die Kraft des Gemeinschaftsgefühls täglich stärken, ohne sich lange Rechenschaft darüber zu geben, einfach aus ihrer warmen Menschlichkeit heraus.

Könnte dieses Gemeinschaftsgefühl nicht von früher Jugend an in selbstverständlicher Weise entstehen und wachsen, indem Internate geschaffen würden, in denen jugendliche Behinderte, bei

denen die Lebensumstände einen Internatsaufenthalt erfordern, zusammen mit gesunden Kindern leben und eine länger dauernde Schulung durchlaufen? Die bisher durchgeführten Ferienlager zusammen mit Gesunden erwiesen sich als wertvoll, waren aber gewöhnlich zu kurz, um seelische Schäden zu korrigieren.

Doch kehren wir nach Gwatt zurück!

Auf Grund der durchgeführten Arbeiten und Untersuchungen der Aerzte, der Psychologen und der andern Fachleute wurde am Ende des Kurses eine sorgfältige Berufsberatung vorgenommen, die die spätere Arbeitsvermittlung erleichtern sollte.

Die Arbeitsfähigkeit der einzelnen Behinderten ist je nach Gebrechen, aber auch je nach Intelligenz, Charakter und Schulung sehr verschieden. Diesen Unterschieden muss bei den Bemühungen zur Eingliederung Rechnung getragen werden, da die zu treffenden Massnahmen je nach Gebrechen stark verschieden sind.

So gab es denn am Ende der beiden Kurse da und dort Enttäuschungen, da auch Schwerstbehinderte während der Arbeit im Kurse plötzlich Möglichkeiten zu sehen glaubten, ins Leben hinauszutreten, fort aus der Enge des bisherigen Daseins, für die aber eine Eingliederung irgendwo draussen unmöglich sein wird. Denn eine erhebliche Zahl von Behinderten kann niemals in der freien Wirtschaft untergebracht werden, sei es, weil das Gebrechen zu schwer ist, sei es, weil es dem Betreffenden allzusehr an Geistesgaben gebricht oder der Charakter zu schwierig geworden ist. In einzelnen Fällen können die Betroffenen zu Hause Heimarbeit leisten, wenn verständnisvolle Angehörige da sind, die Anleitung, Hilfe und Ueberwachung besorgen.

In andern Fällen aber sind Spezialwerkstätten für dauernde Beschäftigung notwendig. Die in der Schweiz vorhandenen Werkstätten für Teilerwerbsfähige sind, um den dringenden Bedürfnissen zu entsprechen, zu richtigen Beschäftigungswerkstätten geworden, auch wo sie ursprünglich in erster Linie als Anlehrwerkstätten gedacht waren. Es sind noch viele solcher Werkstätten, auch Lehrwerkstätten, notwendig. In England gibt es zum Beispiel eine Metallarbeiter-Lehrwerkstätte, in der die Schüler sorgfältiger und besser ausgebildet werden als in allen andern Lehrwerkstätten des gleichen Berufs, so dass die Lehrlinge, längst bevor sie ausgelernt haben, für den Zeitpunkt des Lehrabschlusses bereits angefordert sind. Diese Lehrwerkstätte kann heute den wachsenden Anforderungen an Lehrlingen nicht mehr genügen. Hier hat die hohe Qualität der behinderten Lehrlinge den Sieg über die Gesunden davongetragen. Wäre das nicht auch für uns der richtige Weg? Wie viele Demütigungen könnte er den Behinderten ersparen!

Allerdings können Behinderte grundsätzlich in gleicher Weise wie Gesunde eine geeignete Lehre durchlaufen. Praktisch bestehen aber viele Schwierigkeiten, eine geregelte Lehrstelle zu finden. Neben den im Gebrechen liegenden Hindernissen

stehen leider nur zu oft Vorurteile der Lehrmeister im Wege.

Wie wird nun die Eingliederung der Behinderten in der Regel vorgenommen?

Leichtbehinderte finden bei entsprechendem Charakter und normaler Intelligenz den Weg ins Arbeitsleben zumeist ohne fremde Hilfe. Die Placierungsmöglichkeiten für Schwerbehinderte sind aber verhältnismässig gering. Verschiedene Arbeitsämter nehmen sich in Zusammenarbeit mit privaten und öffentlichen Fürsorgestellen der Arbeitsbeschaffung für Behinderte an. Je schwerer aber das Gebrechen ist und je eingeschränkter dementsprechend die Fähigkeiten sind, desto schwieriger ist die Placierung. Hier muss mehr und mehr der Weg der individuell angepassten Placierung eingeschlagen werden, d. h. ein geeigneter Arbeitsplatz für jeden Schwerbehinderten eigens geschaffen werden durch organisatorische und technische Massnahmen in einem Betriebe. Dies setzt viel Verständnis und soziales Gefühl, dies setzt ein waches Kollektivbewusstsein von seiten des Arbeitgebers- und -nehmers voraus. Während eine Reihe von Unternehmungen — zum Beispiel Brown Boveri in Baden — im Rahmen ihres Betriebes Spezialwerkstätten für Behinderte mit den notwendigen Hilfseinrichtungen geschaffen haben und sie auch weiterführen, obwohl zur Zeit noch keine Rentabilität besteht, gibt es aber doch noch sehr viele Unternehmungen bei uns, die kein Verständnis für dieses so dringend gewordene Problem aufbringen, die es sich aber sehr gut leisten könnten, einem Behinderten das selbständige Leben zu ermöglichen. Denn findet er keine Arbeit, bleibt er sein Leben lang von fremder Hilfe abhängig.

Zu dieser Frage der Eingliederung gehörten auch die beiden Kurse in Gwatt, die sich bewährt haben, die aber zur Bekämpfung der Eigentümlichkeiten der Persönlichkeitsentwicklung bei den Behinderten, die immer wieder die Placierung erschweren oder gar verunmöglichen, länger, mindestens sechs Monate, dauern sollten.

Wir sind uns bewusst, dass wir mit unserm Bericht über den Besuch in Gwatt nur ein kleines Teilgebiet des ganzen vielschichtigen Problems der Schwerbehinderten zu streifen vermochten. Diese Begegnung bedeutete uns tiefstes Erlebnis. Es wurde uns im Gespräch mit ihnen so richtig bewusst, wie sehr sie darauf warten, dass wir ihnen die Hand reichen. Wir müssen sie verstehen lernen, wir müssen uns füreinander interessieren, aufeinander Rücksicht nehmen. Helfen wir mit, jedem seinen Platz als Persönlichkeit und Mensch zu geben!

*Ein bisschen Güte von Mensch zu Mensch
ist besser als alle Liebe zur Menschheit.*

Richard Dehmel.